

Christliche Ökumene im Horizont der Weltreligionen

Impulse zur Weite des Herzens

Das Herz der Religionen ist die Religion des Herzens.

David Steindl-Rast OSB

In der natürlichen Religion geboren wird jeder Mensch / und nie geht sie ihm ganz verloren. // Ihm angezogen wird ein äuß'eres Glaubenstum / das nimmt im Leben er wie einen Mantel um. // Er trag's, (der)weil er lebt, im Tode legt er's ab / da bleibt der Glaube ihm, den Gott ihm selber gab.

Friedrich Rückert

Augenblick eines Mönchs

Umgeben von den Ausläufern des Libanongebirges und der syrischen Höhenzüge, liegt 400 m unter dem Meeresspiegel der See Genezareth. Als ich ihn erstmals vor einigen Jahren bei einer Reise nach Israel und Palästina vom Berg Arbel und von den Golanhöhen aus habe daliegen sehen, konnte ich unmittelbar verstehen, warum ihn die Araber Ajn Allah nennen, Auge Gottes. Nicht nur weil er in etwa die Umrisse einer Augenhöhle aufweist, sondern dieser zumeist stille, glatte See spiegelt auch wunderbar den Himmel, aus dem ja für die schlichte Sicht des Herzens Gott auf uns schaut. Ajn Allah, das Auge Gottes – ein buchstäblich anschaulicher Name des den Himmel spiegelnden Sees Genezareth.

Oberhalb der Uferstraße bei dem kleinen Benediktinerkloster Tabgha liegt an einem steilen Pfad, der auf den Berg der Seligpreisungen führt, die Eremoshöhle – mit einer Sitzbank, von der aus man weit über den See Genezareth blicken kann. Auch diese Höhle hat wie der See die Umrisse eines Auges. Als ich zum ersten Mal darin saß, war mir plötzlich, als würde ich mit anderen Augen schauen, mehr noch: als würde ich den Blick eines anderen einnehmen. Ich sah, wie in der Weite dieses Blickes alles seinen Platz hat, die Berge, der See, die Ortschaften am Ufer, die nahe Straße, vorbeifahrende Autos, vereinzelt Fußgänger und das alles mit weich gezeichneten Konturen, eines vom anderen unterscheidend, sozusagen unvermischt und ungetrennt zugleich, wie eines der großen Paradoxe des Glaubens lautet. Was ich sah, nahm ich wahr als eine wortlose Botschaft gerade für dieses konfliktträchtige Grenzgebiet Galiläa: Grenzen sind hin und her überwindbar, gleichermaßen trennen und verbinden sie, ermöglichen also Begegnung – zumindest in dieser Perspektive eines größeren Zusammenhangs, einer gemeinsamen Zugehörigkeit im vielfältigen Mit-ein-ander (jede Silbe zählt!) der einen Schöpfung.

Über die Eremoshöhle auf der Anhöhe zum Berg der Seligpreisung, die den arabischen Namen des Sees Genezareth „Auge Gottes“ abbildet, gibt es die Erzähltradition, dass Jesus sich eben dorthin immer wieder zurückgezogen habe, um zu beten, wie in den Evangelien berichtet wird. Im Gespräch mit dem Vater setzte er sich gleichsam in Gottes Augenhöhle, um mit dem Blick dessen, der die Liebe ist, alles und alle anzuschauen, auch sich selbst, sein eigenes Erleben. Von Mal zu Mal vergewisserte er sich – betend – seines erstmals bei der Jordantaufe erwachten Selbstbewusstseins als geliebter Sohn des einen Vaters und als Bruder aller Menschen, aus dem er zeitlebens gehandelt, geredet und gelitten hat.

Als mir das alles oder dieses Eine im Augenblick der Eremoshöhle aufging, erlebte ich für mein Empfinden einen reinen Moment christlicher Kontemplation und erkannte zugleich

deren Wurzel: die Erfahrung des galiläischen Juden Jesus von Nazareth. Im selben Atemzug stieg aber auch eine Ahnung ihrer verwandtschaftlichen Nähe zur Meditation auf, die sich aus der Erfahrung des Buddha unter dem Bodhibaum herleitet, und konnte es vor innerem Glück kaum fassen, als ich mich umschaute und sah, dass auch aus der Eremoshöhle, die nur so groß wie eine Grotte im Berghang ist, ein Baum herauswächst ...

Erinnerung und Deutung bewegender Szenen

Am Nachmittag des 16. August 2005, rief in Taizé Frère Roger einen Bruder zu sich, um an einem Brief für das große Jugendtreffen zur Jahreswende in Mailand weiterzuarbeiten. Er sagte zu ihm: „Schreib diese Worte auf!“ Dann schwieg er lange und versuchte seine Gedanken zu fassen. Frère Roger begann: „In dem Maße, in dem unsere Communauté in der Menschheitsfamilie Möglichkeiten schafft, um auszuweiten ...“ und schon brach er wieder ab. Er war zu müde, den Satz zu beenden. Selbst diese wenigen Worte atmen die Leidenschaft, die noch im hohen Alter Frère Roger bewegte. Worauf wollte er mit dem Wort „ausweiten“ hinaus? Wahrscheinlich wollte er sagen, mutmaßt sein Nachfolger Frère Alois, es gehe darum, alles zu tun, damit jeder einzelne Mensch die Liebe erfahren kann, die Gott ausnahmslos jedem Menschen entgegenbringt. Davon war in dem Brief bisher vor allem die Rede, den er wenige Stunden vor seinem gewaltsamen Tod mit Hilfe eines Bruders weiterschreiben wollte. Ich kann mir lebhaft vorstellen, welche Geste Frère Roger bei dem Wort „ausweiten“ mit seinen großen Bauernhänden gemacht hat: eine weite Geste der Zuwendung – voll zärtlicher Kraft. Die Weite des Herzens – von ihr war sein Gesicht geprägt, sie strahlte aus seinen Augen: „élargir – weiten“! Sein letztes für die Öffentlichkeit bestimmtes Wort – in einem unvollendeten Brief. Ein zur Ökumene aufforderndes und ermutigendes Wort, das nach jenem denkwürdigen Tag auch heute noch unbedingt angeht.

Innerhalb der christlichen Kirchen sollte zwar die ökumenische Frage stets aktuell sein. Das vergangene Jahrhundert war ein wunderbarer Aufbruch. Heute aber ... Alte gegenseitige Vorbehalte sind weiterhin und erneut wieder ganz deutlich spürbar, so dass manche wenn nicht von einer Eiszeit, so doch von einer Frostperiode in der offiziellen Ökumene sprechen. Ein wachsendes Desinteresse der kirchlichen Basis an ökumenischen Initiativen vor Ort und eine gewisse gegenseitige Ökumeneskepsis auch unter der nachwachsenden Theologengeneration sind äußerst bedenkliche Folgeerscheinungen. Warum und wozu dieses Zögern, längst fällige Schritte in Richtung ausdrücklicher und sichtbarer Einheit in der Vielfalt der Kirche zu tun? Die Rede von der „versöhnten Verschiedenheit“, von der auch Papst Franziskus spricht, hat für meine Ohren einen guten Klang, weil sie die Wunden der Vergangenheit für heilbar hält, ohne sie zu leugnen, und zugleich die aus den Spaltungen erwachsenen Unterschiede als zu bewahrenden Reichtum ansieht.

Stattdessen droht die Ökumene sich heutzutage wieder in mehr oder weniger leidenschaftlich geführten Grabenkämpfen zu verlieren, in denen es nicht nur um die Frage der Wahrheit geht, sondern auch um intellektuelle und materielle, um organisatorische Besitzstandswahrung. Gleichzeitig wird mehr und mehr deutlich, dass die Herausforderungen einer Ökumene der Zukunft den innerchristlichen Rahmen als zu eng erweisen. Wenn die Erde für alle Menschen bewohnbar und für die gesamte Schöpfung eine Heimat werden und bleiben soll, was bekanntlich im Wort Ökumene zumindest mitgemeint ist, dann muss sich der Blick weiten – „élargir“ – auf ein Miteinander der Religionen und Kulturen. Innerhalb dieses Horizontes könnte sich wie in einem offenen Atemraum auch die Ökumene unter den Christen wieder

aufrichten und neu ausrichten. „Zeiten des Aufatmens!“ – so lautet ein Verheißungswort des Petrus in einer vom Pfingstgeist erfüllten Predigt, wie die Apostelgeschichte (3,20) berichtet. Als ein neues Pfingsten verstand Johannes XXIII. das Zweite Vatikanische Konzil. Eins der großen ökumenischen Ereignisse im 20. Jahrhundert.

Und im Blick darauf steigt noch eine Erinnerung in mir auf: Ich denke an jenen herbstlich tristen Tag Ende Oktober 1986. Es war in Assisi auf dem Vorplatz der Basilika des heiligen Franziskus. Eine visionäre Szene! Realität und Utopie zugleich: diese Versammlung aller großen christlichen Konfessionen auf der einen und vieler Religionen der Menschheit auf der anderen Seite. An der Nahtstelle beider Flügel stand Seite an Seite zwischen dem Patriarchen von Konstantinopel und dem Dalai Lama Papst Johannes Paul II. – mit seinem weißen Gewand sozusagen eine Grenze markierend: eine Grenze allerdings, die unterschied, ohne zu trennen. Grenzen unterscheiden, aber müssen nicht scheiden, sie können auch Begegnung ermöglichen wie in dieser historischen Szene. Der Papst als ein – von eigenen Prälaten, nicht zuletzt vom damaligen Kardinal Ratzinger, beargwöhnter – Grenzgänger der Liebe. Es war eine große, weitherzige, eine im Wortsinn katholische Geste im Dienst an der Einheit aller Menschen guten Willens, die glauben, dass sie Kinder Gottes sind, seine Töchter und Söhne. Der Papst stand da als Bruder unter Geschwistern, wie er sagte, der alle Menschen daran erinnerte, dass sie guten Grund haben und verpflichtet sind, so zu leben, wie Brüder und Schwestern miteinander leben sollten.

Im Zwielflicht dieses sich neigenden Tages zeigte sich das Bild einer geschwisterlichen Welt. Die Realutopie des Evangeliums! Ich sah im Halbrund dieser bunt gewandeten Versammlung ein Spiegelbild jenes Bogens, von dem es heißt, dass Gott ihn als Zeichen seiner Treue zum Menschen und zur gesamten Schöpfung gerade am zwielfichtigen Himmel erscheinen ließ. Das eine göttliche Licht der Liebe entfaltet sich zum farbenfrohen Fächer ihrer menschenmöglichen Verwirklichung: in der Vielfalt der Religionen auf dieser Erde. So leuchtete es mir für einen Augenblick auf – und war vorüber. Wie auch der Regenbogen bald wieder schwindet, in dessen Farbenspiel sich das Licht der einen Sonne bricht. Spürbar aber blieb ein leiser Trost und die stille Gewissheit: So ist es! So wird es sein! – und es blieb ein Stachel.

Jede Engherzigkeit und Engstirnigkeit, jede angstdiktierte Kleinkariertheit im Miteinander der Religionen schmerzt seit der Stunde dieser großen Geste umso stärker. Ich spürte diesen Schmerz zum Beispiel zwanzig Jahre später, als Benedikt XVI. zu einem Jubiläumstreffen nach Assisi einlud. Der Papst nahm diesmal in pontifikaler Aufmachung einen zentralen Platz ein – erhöht und deutlich abgesetzt von den „Anderen“. Diese vermutlich kuriale Inszenierung konterkarierte als stummer Kommentar alle wortreichen Bekenntnisse zum innerchristlichen und interreligiösen Dialog. Doch die prophetische Kraft der Geste von 1986 konnte sie nicht brechen. Beim 25. Jahrestag war Benedikt XVI. schlicht dabei wie später Papst Franziskus beim 30. Jubiläumstreffen. Seit 1986 richtet Jahr für Jahr in der Spur des Geistes von Assisi die Gemeinschaft von Sant'Egidio irgendwo in der Welt ein Gebetstreffen aller Religionen für den Frieden aus – im Herbst 2017 in Münster und Osnabrück, also vor unserer Haustür.

Ökumene! Es geht um mehr als „nur“ um die Leidenschaft für die Einheit der zerrissenen Christenheit. Erst recht geht es um mehr als um die zähen Verhandlungen eines konfessionellen Provinzialismus. Es geht vielmehr um die lebens-, ja um die überlebensnotwendige Versöhnung der Menschheit und der gesamten Schöpfung. Es geht darum, dass die Erde für alle Menschen in Frieden bewohnbar wird und eine Heimat für das

Leben bleibt. Das meint, wie gesagt, Ökumene dem Wortsinn nach: „der bewohnte Erdkreis“ – in seiner ganzen Weite: „élargir“.

Erster Akzent: Konfession als Charisma

Das dieser weiten Sicht von Ökumene entsprechende Charisma ist die Katholizität. Charisma aber bedeutet Gabe und Aufgabe. Ist die römisch-katholische Kirche dem Charisma der Katholizität, das sie vom Namen her trägt, wirklich treu? Sie müsste beseelt sein von der Suche nach dem Einen im Vielen, nach dem Einenden jenseits alles Trennenden. Wie aber ist in diesem Kontext das protestantische Charisma der Kirchen der Reformation zu verstehen? Ich sehe es unter anderem in der auch politisch engagierten Sorge um die Klarheit der Verhältnisse gegen alle faulen Kompromisse in der Welt und ein entsprechendes Reden und Verhalten derer, die sich der Freiheit des Christenmenschen verpflichtet wissen. Ein unverzichtbares Charisma in der Kirche der Zukunft!

Die Charismen der zwei großen Konfessionen in Deutschland sind durch ein drittes Charisma zu ergänzen. Letzthin hörte ich während meiner Romferien in Santa Maria in Trastevere während eines Abendgebetes der Gemeinschaft San Egidio einen bewegenden Gedanken über das Charisma der Orthodoxie. In der Homilie ging es darum, dass man zwar die Propheten töten könne, aber nicht die Prophetie. Ihre ungebrochene Kraft sei bis heute lebendig in der Liturgie des Märtyrers Johannes Chrysostomus, dessen liturgisches Fest an jenem Tag begangen wurde. Wagen wir inmitten unserer Spaßgesellschaft und der sich ihr anpassenden Eventkirchen, im Leiden ein Charisma zu sehen? Ein Charisma, das gerade in der Orthodoxie und ihrer Passion durch die Geschichte hin sichtbar wurde. Ich finde es bemerkenswert, dass quer durch alle Konfessionen und in ihren Begegnungen, wenn Gottesdienst gefeiert wird, die Liturgie der Orthodoxie präsent ist. Ihre Gesänge mit dem Klang gelichteter Trauer und bergenden Jubels sind gerade in ihrer Polyphonie für meine Wahrnehmung ein Symbol der Ökumene. Vergegenwärtigung der österlichen Passion der Menschheit und der gesamten Schöpfung! Da weitet sich im Hören und Singen das Herz – „élargir“.

Diese Fragen nach den spezifischen Charismen der christlichen Konfessionen sind für mich gleichsam der Stachel, der aus jener visionären Szene in Assisi spürbar geblieben ist, spürbarer vielleicht als ihre Verheißung. Die römisch-katholische Kirche hat als Petrusdienst dieses Bewusstsein „des Ganzen im Fragment“ (Hans Urs von Balthasar) wach zu halten und so das Ganze zugleich auf besondere Weise zu repräsentieren, indem sie gemäß ihrem Charisma – der Katholizität – das Einende im Blick hat und zeigt, während die anderen Kirchen in der Ausprägung ihrer Eigenarten mehr die Vielfalt des Ganzen darstellen.

In den erwähnten Ferien ging ich am Tag nach dem Gottesdienst in der Gemeinde von Sant' Egidio frühmorgens durch Rom zum Vatikan, um dort im Petersdom die Eucharistie zu feiern. Als ich in die Via della Conciliazione – die Straße der Versöhnung – einbog und auf den Petersdom zuing, erstrahlte seine Fassade mit den großen Fenstern in einem gleißenden Licht. Wie gebannt blieb ich stehen ... Nach einem Augenblick der Faszination durch diese geradezu blendende Kirche aber wandte ich mich um und sah die Sonne selbst, wie sie im Osten aufging, und da begann ich zu verstehen ... Die Kirche strahlt nicht aus sich selbst, sie spiegelt das Licht Christi, solange sie ihm zugewandt ist. Die Sonne stieg. Als ich mich wieder zum Petersdom wandte, zeigte er sich wie üblich in seinem getrübbten Weiß. Ich ging

weiter auf ihn zu und dann hinein, um mit einigen Freunden in einer seiner vielen Kapellen „Brot zu brechen“.

Zweiter Akzent: Die Religion in den Religionen

Während seines letzten Lebensjahrzehnts war ich in später Freundschaft verbunden mit Heinz Zahrnt. Einmal habe ich mit ihm auch öffentlich debattiert und hatte die Ehre, die Andacht an seinem 85. Geburtstag in Soest zu halten. Dieser nach wie vor aktuelle Altmeister zeitgenössischer Vermittlung von Theologie meinte: „Christliche Theologie gibt es künftig nur noch als ökumenische Theologie im Horizont der Weltreligionen.“

Was eigentlich meint das Wort Religion? Was ist, anders gefragt, die Religion in den Religionen?

Vom Wortsinn her meint Religion das Bewusstsein der Rückverbundenheit des Daseins in den einen umfassenden, alles bedingenden Zusammenhang, die Erfahrung und Erkenntnis der Abhängigkeit von einem alles und alle tragenden Grund. So verstehe ich Religion, wenn ich es wie Augustinus vom lateinischen Wort religare (rückbinden) ableite. Leitet man es mit Cicero von relegere (wiederlesen) ab, geht es um die Sorgfalt sinnstiftender Lebenspraxis, um eine konsequente „Spurenlese“ des Sinns von Leben.

Ich persönlich spüre in mir den Drang zu entdecken, was die Religionen eint, nicht was sie trennt. Ich spüre also, dass ich vom Charakter her katholisch bin. Jede Religion sollte unter Wahrung ihrer eigenen Identität lernen, die Eigenart der anderen zu respektieren, zu erkennen und anzuerkennen. Das zu entwickelnde Bewusstsein ist eines der gegenseitigen Ergänzungsfähigkeit und Ergänzungsbedürftigkeit, man könnte auch sagen, ein Bewusstsein der Zugehörigkeit, denn es vollzieht sich vor allem im Hören. Ich halte dieses Bewusstsein für die wesentliche Voraussetzung jeden Dialogs – um der Wahrheit willen. Mit dem Dialog zwischen dem Christentum und den Religionen verhält es sich nicht anders als mit einem Dialog sonst: Man verliert nicht seine Identität, aber man geht verändert aus ihm hervor. Die Ökumene im Horizont der Weltreligionen geht von der schlichten Wahrnehmung der Tatsache aus, dass erstens das Christentum eine Religion unter anderen ist; dass zweitens alle Religionen Antwort auf die fundamentale Lebensfrage geben; dass es drittens weit mehr anders glaubende Menschen als Christen auf der Erde gibt und diese nicht allesamt „blinde, verlorene Seelen“ sind. Die Christen sollten um Gottes und der Menschen willen ihren Alleinvertretungsanspruch der Wahrheit aufgeben und sich in die Gemeinschaft der Weltreligionen einreihen.

Ich referiere, ohne sie weiter zu diskutieren, diese pointierten Aussagen Heinz Zahrnts, weil sie meines Erachtens zu Recht in einer großen Geste – „élargir“ – den gewiss provokativen, also herausfordernden interreligiösen Horizont aufzeigen, innerhalb dessen sich die interkonfessionelle christliche Ökumene verorten müsste, wenn sie wieder in Schwung kommen will. Die anzustrebende Ökumene der Zukunft ist eine lebendige Begegnung, die Jude, Christ und Muslim, Hindu, Buddhist und Taoist zu einem Miteinander im Denken, Reden und Handeln zusammenführt – auch zur gegenseitigen Teilhabe an Gebet und Gottesdienst. Ohne die bewegenden Erfahrungen spiritueller Gastfreundschaft fehlt ohnehin jeder Ökumene die nötige Bodenhaftung.

Seit meiner Studienzeit durfte ich diese Gastfreundschaft schon oft erfahren. Als Theologiestudent im dritten Semester bin ich am Reformationstag 1968 in der Paderborner evangelischen Abdinghofkirche zitternd und zagend erstmals zum Abendmahl gegangen, nachdem ich schon seit meiner Kindheit, letztlich auf den erstaunlichen Impuls meiner streng katholischen Mutter hin, immer wieder gern an evangelischen Gottesdiensten teilgenommen habe. Inzwischen fühle ich mich dort zuhause. Als Superior der Cella St. Benedikt, des kleinen Stadtklosters in Hannover, habe ich als Benediktinermönch Anfang der 1990er Jahre mitten unter den buddhistischen Mönchen und Nonnen der dortigen Pagode tief bewegt das Neujahrsfest mitgefeiert. Gastfreundschaft – in Gegenseitigkeit! – ist für mich als Benediktiner eine besondere Weise, Ökumene zu leben.

Dritter Akzent: Eucharistie – die offene Wunde

Das Stichwort Gastfreundschaft bringt die Frage nach der Eucharistie ins Spiel und führt damit zur innerchristlichen Ökumene zurück – in ihr Zentrum. Die Zeiten einer offenen eucharistischen Gastfreundschaft sind seitens der römisch-katholischen Kirche offiziell vorbei. Auch die Orthodoxie erweist sich als unerbittlich. Die Kirchen der Reformation scheinen mit ihrer einladenden Geste eher auf verlorenem Posten zu stehen.

Warum versteht man in der römisch-katholischen Kirche und in der Orthodoxie im Blick auf das Miteinander der Konfessionen die Eucharistie ausschließlich als Zeichen verwirklichter Einheit und schließt sich deshalb gegenseitig von der Teilnahme aus? Warum sieht man sie nicht auch dort – im ökumenischen Prozess – als Quelle sich verwirklichender Einheit, sondern lässt diesen Aspekt der einheitsstiftenden Kraft der Eucharistie nur innerhalb der jeweiligen Konfession gelten, wo es in und oft zwischen den Gemeinden doch auch keine wirkliche Einheit gibt? Ich kann das nicht verstehen. Schließlich war doch auch die Situation im Abendmahlssaal äußerst gespannt und sogar gespalten, und gerade in sie hinein hat Jesus das Brot gebrochen und nicht einmal den Verräter ausgeschlossen.

Der ursprüngliche Sinn der Eucharistie liegt ja in dem, was einer ihrer ältesten Namen ausdrückt, im Brotbrechen. Die Mitte der Eucharistie bildet ein Fragment, das uns gereichte Stück gebrochenen Brotes. Die vollendete Kreisgestalt der Hostie steht in der römisch-katholischen Liturgie nur im Augenblick ihrer Erhebung nach der Konsekration – sozusagen als Aufscheinen einer größeren Gegenwart – im Zentrum, dann wird sie zerbrochen um der Peripherie willen, wo die Menschen stehen, denen sie gereicht werden soll.

Das Brechen von Brot wurde zum Kennzeichen der Eucharistiefeier in der Urgemeinde. Es geht bei der durch die Eucharistie zu stiftenden Einheit nicht um eine in sich geschlossene und nach außen verschlossene Gesellschaft, sondern um Teilen, um Teilgabe und Teilhabe. Einheit heißt Teilen, sagte in einer historischen Stunde unseres Volkes der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker. Einheit heißt Teilen ... – und so noch einmal: „élargir – weiten“.

Fractio panis. Brotbrechen. Wie das eine Brot nur als gebrochenes Menschen nährt, so verwirklicht sich die eine Kirche unter den Bedingungen von Zeit und Raum in ihren Fragmenten – ähnlich einem zerbrochenen Spiegel, der in jedem seiner Splitter dasselbe Bild zu fassen und gegenwärtig zu halten vermag. Das in der Spiegelung aufscheinende Ganze

verbindet die Teile – und weist zugleich über sie hinaus, denn das Ganze, um das es geht, ist mehr als die Summe seiner Teile.

In seinem Buch „Brot in deiner Hand“ erzählt Heinrich A. Mertens „Geschichten für Kinder von der Bedeutung des heiligen Mahles“. Die Titelgeschichte handelt von einem alten Bäcker in Paris, der etwas vom Brotbrechen verstand. Kam eine Kundin mit bekümmertem Gesicht in seinen Laden, ließ er sich von ihren Sorgen erzählen, und dann nahm er ein Stück Brot, brach es und teilte es mit der Frau und sagte, er wolle jetzt mit ihr gemeinsam an die Menschen denken, um die sie sich Sorge. Kamen weitere Kunden herein, reichte er auch ihnen ein Stück Brot und bat sie, die Frau mit einem guten Gedanken zu unterstützen. Einmal stürmte ein Junge ganz außer Atem in den Laden, und hinter ihm tobte sein Vater herein. Schon wollte er wütend auf seinen Sohn einschlagen, da hielt ihn der Bäcker zurück und sagte, in seinem Laden werde kein Mensch geschlagen. Dann brach er Brot und gab auch den beiden davon und lud sie ein, mit ihm zu essen – zur Beruhigung und als ersten Schritt zur Versöhnung.

Diese Geschichte von der Kraft des Brotbrechens lässt uns ganz einfach den Sinn der Eucharistie erahnen. Die ganz alltäglichen Szenen in dem Pariser Brotladen zeigen, wie es um den Menschen und die Menschenwelt steht. Durch sie geht wie durch die gesamte Schöpfung ein Riss. Das meint die Bibel, wenn sie von der Sünde und ihren Folgen spricht: der Mensch wird zwischen Gut und Böse hin und her gerissen, er erlebt sich oft als innerlich gespalten und von Gott und der Welt getrennt und fern. Auch die Spaltung der Christenheit ist eine Folge dieses Risses.

Wenn wir die Passion Christi betrachten, erkennen wir, dass Gott selbst über diesen Riss in der Schöpfung das Herz gebrochen, aufgebrochen ist – so weit, dass er mit seinem Herzen alle Spaltung in und zwischen den Menschen und die Kluft zwischen Mensch und Gott umfängt. Gott hat sich in Jesus Christus die Sünde buchstäblich zu Herzen genommen. Die offene Wunde der gekreuzigten Liebe macht es offenbar – und sie lässt sich schauen, wann und wo immer das Brot der Eucharistie gebrochen und gezeigt wird, indem man die Bruchstücke hochhält.

Es gehört zu den Paradoxen des Glaubens, dass das Ganze nur als geteiltes, das eine Brot nur als gebrochenes zu einem vermag. Die eucharistische Erlösungsgeste des Brotbrechens berührt auf fast unaussprechliche Weise die Wunde der gefallenen Schöpfung. Was kaum in Worte zu fassen ist, kann eine Geste zum Ausdruck bringen. Ich halte es für einen ernsthaften Mangel des Messritus, dass in beiden gültigen Formen das Brotbrechen zumeist wie nebensächlich vollzogen wird und als Voraussetzung für das Teilen und Empfangen in der heiligen Kommunion auch gar nicht nötig erscheint. Man hat ja die vorgefertigten kleinen Hostien, jede rund und in sich ganz, sie sind alles andere als Bruchstücke. Die symbolische Geste ist dahin. Liegt der Grund dafür vielleicht darin, dass im Lauf der Geschichte das Bewusstsein für diesen so wesentlichen Aspekt der Eucharistie geschwunden ist?

Wie dem auch sei, auf den Punkt gebracht lässt sich nach meinem Verständnis sagen: Die Eucharistie wurde gerade im Blick auf alle künftigen Spaltungen gestiftet, die sich schon in der Gemeinschaft des Abendmahlsaaes als spürbare Spannungen und haarfeine Risse ankündigten – zwischen den versammelten Jüngern und in ihnen.

Der Maler Ernst Alt hat in einem Emmausbild den Augenblick gestaltet, in dem die zwei Jünger den auferstandenen Christus erkennen, wie er das Brot bricht. Jesus hatte

offensichtlich seine unverwechselbare Art, das Brot zu brechen. Ernst Alt bringt sie zum Vorschein: Jesus Christus hält den Brotfladen vor seiner Brust und bricht ihn so, als zerbräche er zugleich sich selbst, und wie aus einer blutenden Wunde rinnt sein Leben in den Kelch, der darunter steht. Ein unerschöpfliches Bild der Eucharistie – als heilende Quelle für die verwundete Schöpfung, deren Riss auch in der gespaltenen Christenheit wie in aller Trennung zwischen Menschen und in unseren eigenen zwiespältigen Herzen zu Tage tritt.

Papst Franziskus anlässlich seines Besuchs in der evangelisch-lutherischen Gemeinde Roms am 15. 11. 2015

Ich heiße Anke de Bernardinis, und wie viele Menschen unserer Gemeinde bin ich mit einem Italiener verheiratet, einem römisch-katholischen Christen. Seit vielen Jahren leben wir glücklich miteinander und teilen Freud und Leid. Daher schmerzt es uns sehr, dass wir im Glauben getrennt sind und am Abendmahl des Herrn nicht gemeinsam teilnehmen können. Was können wir tun, um endlich die Gemeinschaft in diesem Punkt zu erlangen?

Danke, Frau de Bernardinis. Auf die Frage über das gemeinsame Abendmahl des Herrn zu antworten, ist nicht einfach für mich, vor allem vor einem Theologen wie Kardinal Kasper. Da „fürchte“ ich mich! Ich denke: Der Herr hat uns gesagt, als er diesen Auftrag gab: „Tut dies zu meinem Gedächtnis.“ Und wenn wir das Abendmahl des Herrn teilen, erinnern wir daran und ahmen wir nach, tun wir dasselbe, was Jesus der Herr getan hat. Und das Mahl des Herrn wird es geben, das Hochzeitsmahl am Ende wird es geben, aber dieses wird das letzte sein.

Unterwegs hingegen, frage ich mich – und ich weiß nicht, wie antworten, aber ich mache mir Ihre Frage zu Eigen – da frage ich mich: das Abendmahl des Herrn zu teilen ist das nun das *Ende* eines Weges oder die *Stärkung auf dem Weg*, um gemeinsam voranzuschreiten? Ich überlasse die Frage den Theologen, denen, die es verstehen.

Es stimmt, dass teilen in einem gewissen Sinn heißt, dass keine Unterschiede zwischen uns bestehen, dass wir die gleiche *Lehre* haben – ich unterstreiche das Wort, ein schwer zu verstehendes Wort –, doch frage ich mich: Haben wir nicht die gleiche Taufe? Und wenn wir die gleiche Taufe haben, müssen wir gemeinsam gehen.

Sie (als Eheleute) sind ein Zeugnis eines ebenso tiefgründigen Weges, da es ein ehelicher Weg ist, ein Weg eben von Familie, menschlicher Liebe und geteiltem Glauben. Wir haben die gleiche Taufe.

Wenn Sie sich als Sünderin fühlen – auch ich fühle mich sehr als Sünder –, wenn Ihr Gatte sich als Sünder fühlt, dann gehen Sie vor den Herrn und bitten um Vergebung, und Ihr Gatte tut das Gleiche und geht zum Priester und bittet um die Lossprechung. Es sind Heilmittel, um die Taufe lebendig zu erhalten.

Wenn Sie gemeinsam beten, dann wächst diese Taufe, wird sie stärker. Wenn Sie beide Ihre Kinder lehren, wer Jesus ist, warum Jesus gekommen ist, was Jesus uns getan hat, so tun Sie dasselbe, zwar in lutherischer und in katholischer Sprache, doch sie tun dasselbe.

Die Frage: „Und das Abendmahl?“ Es gibt Fragen, auf die man – indem ich ehrlich zu mir selbst bin und mit den wenigen theologischen „Lichtern“, die ich habe – ebenso antworten muss. Sie sehen es. „Das ist mein Leib, das ist mein Blut“, hat der Herr gesagt, „tut dies zu meinem Gedächtnis.“ Und das ist doch eine Stärkung auf dem Weg, die uns voranzuschreiten hilft.

Ich pflegte eine große Freundschaft mit einem Bischof der Episkopalkirche, 48 Jahre alt, verheiratet, zwei Kinder, der diese große Unruhe hatte: die Frau katholisch, die Kinder katholisch, er Bischof. Sonntags begleitete er seine Frau und seine Kinder zur Messe, und dann ging er den Gottesdienst in seiner Gemeinde feiern. Es war ein Schritt der Teilnahme am Abendmahl des Herrn. Dann ging er weiter, der Herr hat ihn gerufen, einen gerechten Mann.

Auf Ihre Frage antworte ich nur mit einer Frage: Wie kann ich es mit meinem Mann machen, damit das Abendmahl des Herrn mich auf meinem Weg begleitet? Es ist ein Problem, auf das jeder antworten muss. Ein befreundeter evangelischer Pastor sagte mir: „Wir glauben, dass hier der Herr gegenwärtig ist“. Er ist gegenwärtig. Ihr glaubt also, dass der Herr gegenwärtig ist. Was ist der Unterschied?“ – „Nun, es sind die Erklärungen, die Deutungen ...“

Das Leben ist größer als Erklärungen und Deutungen. Nehmt immer auf die Taufe Bezug: „Ein Glaube, eine Taufe, ein Herr“, sagt uns Paulus, und von da zieht die Schlussfolgerungen.

Ich werde nie wagen, *Erlaubnis* zu geben, dies zu tun, denn es ist nicht meine Kompetenz. Eine Taufe, ein Herr, ein Glaube. Sprecht mit dem Herrn und geht voran. Ich wage nicht mehr zu sagen.